Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 2 Lemberg, am 12. Hartung (Jänner) 1930



2)

„Ein Kind,“ fiel ihm Lena in die Rede.

„Ja! — In den nächsten Tagen schon. Das ist gerade noch abgegangen, nicht? — Laß dir nichts merken, daß du's weißt, das von der Schwindsucht,“ befahl er und verließ das Zimmer.

Einen Augenblick war Lena außer aller Fassung, dann drückte sie auf den Klingelknopf neben ihrem Bette.

Kathrin, die alte treue Stütze des Hauses, kam eiligst gelaufen, ein bißchen keuchend, ein wenig von Asthma geplagt, wie immer, aber ganz aufgehend in ihrer Würde als Vertreterin der Hausfrau. Sie ließ die Herrin erst gar nicht zu Wort kommen, alles sei auf das beste geregelt, in den Zimmern, in der Küche und überall. Sie seufzte: Die Frau des Herrn Ernst hätte das Handtuch zu rauh gefunden und um ein weicheres gebeten. Der Herr Max streitet schon seit zehn Minuten mit der armen Frau Lore-Lies, weil er die Kofferschlüssel nicht finden kann. Sie hat ganz rotgeweinte Augen. Das ist kein guter Herr, der Herr Max. — Da ist der unsere noch besser.“

„Aber Kathrin!“

Die Alte nahm eine leere Tasse vom Nachttisch und rückte Lenas Seidendecke zurecht. „Es ist genau so, wie ich es gesagt habe, kein Mensch kann's anders machen. Der Herr Marbot hat um die Giebelstube gebeten!“

„Die Giebelstube war aber doch für niemand berechnet,“ erregte sich Lena.

„War —,“ beruhigte die Alte. „Mach' dir kein Blutwallen, Lenachen.“ Sie verfiel ganz in die Rolle als ehemalige Kinderfrau, in der sie sich zwanzig Jahre bewährt hatte. „Er will es so haben, der Herr Marbot! Er hustet ein bißchen und spuckt ein wenig Blut — auch nur ein bißchen, und da glaube ich es ihm gern, daß es ihm da oben lieber ist, als da unten, weil er viel mehr Luft hat!—Und hört ihn keiner! — Wenn sich einer aufhängen geht, läßt er auch nicht gerne jemanden dabei zuschauen!“

„Kathrin, sieht er denn wirklich danach aus?“ Lenas Augen standen groß erschrocken.

„Nach dem Aufhängen? — Bewahre! Aber es ist nicht viel anders. Der Strick liegt ihm um den Hals. Immer geht er ein Ruckchen weiter zu. Alle Tage ein klein wenig und zuletzt liegt der Knopf so fest, daß ihn keiner mehr aufbringt.“

„Du wirst sorgen, Kathrin, daß er alles bekommt, was das Haus zu geben vermag.“

„Bekommt er! — Du kannst ganz beruhigt sein, Lena! Er hat mich gefragt, ob er dich besuchen dürfe und ich habe „Ja“ gesagt. Küssen tust du ihn ja nicht. Da kann's nichts schaden.“

„Der Strick liegt ihm um den Hals.“ Lena hörte die Worte noch, als die Alte längst gegangen war.

* * *

Etwas später kam Ernst mit seiner Frau ins Zimmer, um die Schwägerin zu begrüßen und zugleich zu ihrer neuen Mutterschaft zu beglückwünschen. Lena wußte, daß er der Lieblingssohn der Toten gewesen war, wenn diese auch nie davon gesprochen hatte, daß ihr Aeltester ihrem Herzen am nächsten stand.

Sie sah auf Rita, deren Schönheit nur durch den kühlen Blick der Augen beeinträchtigt wurde. Die Augen des Hauptmanns hingen unverwandt, aber mit einer gewissen resignierten Trauer an ihr. Sie war ihm als Weib unentbehrlich. Er konnte sich einen Verzicht auf sie und ihre Schönheit nicht denken und nahm dafür alles andere, was an Mängeln bei ihr zu Tage trat, mit in den Kauf.

Sie blühte dabei auf, wie eine exotische Blume, die jeden Tag einem anderen ihre Reize offenbart. Er aber ging neben ihr zugrunde, wie an dem Gifthauch einer Pflanze, deren Duft er Tag und Nacht einzuatmen gezwungen war.

„Das ist also nun der letzte Ebrach,“ sagte Rita lachend und horchte dabei auf das Weinen, das aus dem Kinderzimmer drang, wo die Wärterin den Säugling in frische Windeln legte.

„Der „letzte“? — Ich hoffe nicht!“ Lena hatte mehr auf das Weinen, als auf die Worte der Schwägerin gehört.

Rita zuckte die schönen Achseln. „Wieviele hast du dir denn überhaupt zum Ziel gesetzt? — Du scheinst ganz unersättlich zu sein. Man hat zwei Kinder jetzt! — Nicht mehr! — Drei sind ihrer schon zuviel. Und mehr zu wollen ist glattweg ein Verbrechen. Ein Volk, das zwanzig Millionen zu viel zählt, hat sich einzuschränken in allem! — Auch in dem! Ist es nicht Sünde, wenn man sich wie die unvernünftigen Kreaturen gegenseitig das Brot von der Raufe stiehlt?“

„Meine Kinder werden es keinem stehlen.“ Lenas Wangen bekamen kreisrunde Flecken.

„Du erregst dich unnütz!“ beschwichtigte Rita. „Du bist eben zu dem geschaffen. Dein gesundes Bauernblut will sich austoben. Und die Ebrachs können es vertragen, ein halbes Dutzend frische Reiser aufgepfropft zu bekommen. Wenn du die anderen Ebrachs-Frauen dieser nicht geringen Mühe überhebst, haben wir allen Grund, dir dankbar zu sein.“

Sie nickte Lena zu und schwebte mehr als sie ging graziösen Schrittes aus dem Zimmer. Die Falten ihres Kleides schmiegten sich eng an ihren Körper. Als sie schon hinter der Tür verschwunden war, glaubte Lena noch den weichen, perlfarbenen Nacken schimmern zu sehen.

Zwei Hände schoben die Portiere, welche das Kinderzimmer abschloß, auseinander und Max von Ebrachs volles Gesicht lachte herein. „Ein reizender Bengel ist das, Schwägerin. Du erlaubst doch, daß ich dir die Hand küsse und meine Hochachtung ausspreche. So ein kleiner Kahlkopf kettet die brüchigsten Ehen wieder zusammen.“

„Max, was erlaubst du dir?“ Ernst von Ebrach, der sich noch im Zimmer befand, faßte ihn mit hartem Griff an den Schultern.

Er streifte sie ruckartig ab und fuhr mit zwei Fingern über das schwarze Tuch seines Gehrockes. „Den Kasernenton und diese Geste des Befehlens mußt du dir abgewöhnen, Ernst. — Ihr Offiziere seid von alters her gewöhnt, daß jeder den Mund hält, wenn ihr zu sprechen beliebt. Die Zeiten sind vorbei. Gottlob! Andere sagen wieder leider. Ich halte es mit den ersteren. Wenn ich behaupte, daß so ein kleines Wesen die windigsten Ehen wieder luftdicht macht, so ist es auch so. Wenn du mir das Gegenteil beweisen kannst, soll es mir recht sein.“

„Es gehen auch Ehen in die Brüche, die mit Kindern gesegnet sind. Die Stimme des Hauptmanns war wieder völlig ruhig. Nur die Finger, die auf der Kante des Bettes lagen, zuckten merklich.

Max von Ebrach sah es und verschob die Mundwinkel zwischen Spott und Mitleid. „Wir haben beide eigentlich am wenigsten Grund, uns über derartige Themas zu alterieren. — Wir beiden Kinderlosen. — Ob du oder ich — oder deine oder meine Frau die Schuld daran tragen, ist müßiges Gerede. Jedenfalls schnüre ich mein Bündel leichter so, als anders.“

„Aber Max!“ Diesmal war es Lena, die gerufen hatte. „Wenn das Lore-Lies gehört hätte! — Ich verehre sie wie eine Heilige.“

Der Ausdruck des schwammigen Gesichtes wurde gallig. „Und ich bin dann wahrscheinlich der Nero oder Diokletian, welche diese sündenlose Märtyrerin zu den unerhörtesten Qualen verurteilt. — Gestatte, Schwägerin!“ Er neigte sich über ihre Hand und ging breitspurig aus dem Zimmer.

Ernst von Ebrach sah mit einem abbittenden Lächeln zu Lena hinüber, nickte ihr schweigend zu und verließ mit vorgeneigtem Rücken den Raum, der durch die Reden von Rita und Max plötzlich aus allem Frieden gerissen war.

* * *

Im Halbdunkel des Flures tappend, nahm er die ausgetretenen Stufen der Eichentreppe, die zum oberen Stockwerk führte

Im Obergeschoß angelangt, begab er sich in den kleinen Familiensaal, in welchem die tote Mutter aufgebahrt lag. Die Kerzen warfen ein rötliches Licht auf das starre, kaum merklich verzogene Antlitz. Die Vorhänge waren dicht geschlossen und die grünen Läden hereingenommen.

Die Fenster mochten offenstehen, denn ab und zu klang eine Stimme aus dem Gutshof in die Stille des Raumes und das Knistern der Kerzen.



Es war das gleiche Bruten wieder wie vorher, mit dem Ernst von Ebrach zu den Füßen von Lenas Bett gestanden hatte. Dann griff er in die Brusttasche und zog etwas Kleines, Glitzerndes hervor.

Eine Hand legte sich von rückwärts auf die seine. „Was willst du tun, Ernst?"

Vater und Sohn standen sich gegenüber. Die Aehnlichkeit sprang auffällig selbst im schwachen Licht der Kerzen zutage.

„Du hast dich verausgabt," sagte der General. „Ist es so? — — Wenn dir mit einer bescheidenen Summe gedient ist — — oder sind es Ehrensachen? — — Hatte mich nicht für kalt, Ernst! Aber ich muß dir gestehen, daß Mutters Tod so unsagbar vieles in mir zum Schweigen gebracht hat. Ich kann mich noch nicht zurechtfinden."

Der Hauptmann schwieg und sah unverwandt in das Gesicht der Entschlafenen. Er hörte kaum, was der andere sprach. Sein Geist sann über das Recht des Lebens nach. Da kam urplötzlich einer und sagte kaltblütig: „Nun ist es genug" — — und löschte das Lämpchen mit einem einzigen Fingerdruck aus. Und auf der anderen Seite stand ein Mensch, der hätte es mit einem Lachen hingeworfen — — nur um es los zu sein. Dem wurde es gelassen, damit er sich weiter damit abschleppte.

„Wenn du mir etwas zu sagen hast, Ernst," erinnerte der General. „Ich weiß zwar, daß du sonst immer zur Mutter kamst, aber sie ist nicht mehr, und es dürfte dir nicht schwer fallen, für die Zukunft dich mir anzuvertrauen, wenn du bedenkst, daß sie und ich seit vierzig Jahren eins gewesen sind."

Ernst von Ebrach nickte. „Ich will es tun, Vater, schon um vor dir gerechtfertigt dazustehen. Aber nicht hier."

„Dann in Mutters Zimmer."

„Ja."

Der Raum, den die Generalin ihr Boudoir genannt hatte, war so schlicht bescheiden, daß niemand geahnt hätte, daß diejenige, die hier seit sechs Jahren lebte, eine Gräfin von und zu Reichenberg gewesen war. Nur die Bilder in den breiten Rahmen erinnerten an die Vergangenheit. Die Möbel waren geschnitzt und zeigten alle Formen. Auch stimmten sie nicht überein. Es waren Biedermeier und Rokoko mit Stücken jüngeren Datums durcheinandergemengt. Im ersten Augenblick verblüffte es, aber man gewöhnte sich rasch daran Es war trotz allem eine gewisse Harmonie in dem Ganzen zu sehen. Der General setzte sich in den Stuhl, der beinahe die ganze Fensternische einnahm, und sah nach seinem Sohne, der sich mit dem Rücken gegen den großen grünen Kachelofen lehnte.

Ihn zum Sprechen zu zwingen, das wollte er nicht. Er würde reden, wenn er mit sich fertig war. Das Drängen und Pressen in solchen Dingen war zwecklos.

„Sie betrügt mich, Vater," kam es aus dem Dämmer.

Der General hob sich aus dem Stuhl: „Deine Frau?"

„Ja."

Es litt den alten Ebrach nicht mehr in seiner Nische. Er kam herüber an den Ofen, um seinen Aeltesten vor sich zu haben. Vom Fenster bis hierher verschwamm ihm dessen Gesicht zu sehr im abendlichen Dunkel: „Hast du Beweise? — Ohne Beweise — —" Er schnitt mit der Hand durch die Luft. Es zischte, als ob eine Degenklinge aufsurrte: „Mit wem? — — Seit wann? — — Wenn du Phantomen nachgehst, ziehst du deine eigene Ehre in den Schmutz."

„Ich fand sechs Visitenkarten des Juden Grünfeld in einer ihrer Taschen Alle mit „ergebenstem Gruß und untertänigstem Handkuß".

„Wer ist dieser Grünfeld?"

„Grünfeld & Söhne, das Warenhaus in der Sonnenstraße"

Der General schüttelte den Kopf. „Sie wird Einkäufe gemacht haben dort. Weiter nichts!"

„Einkäufe," sagte der Hauptmann, „die mein Gehalt um ein Vielfaches übersteigen."

„Man bekommt jetzt derlei auch auf Kredit und monatliche Abzahlung."

„Bei Grünfeld & Söhne nicht. Man erhält dort etwas gegen sofortige Kassa, oder als — Geschenk. Das erstere ist unmöglich, also kommt nur das zweite in Betracht."

Der General stellte mit seinem Aeltesten ein Verhör an und behandelte ihn dabei als Angeklagten: „Bist du stets gut und rücksichtsvoll gegen sie gewesen? Hast du ihre Wünsche erfüllt, soweit sie sich erfüllen ließen? Hast du sie nicht mit Launen gequält? Mußte sie in letzter Zeit ungewöhnlich viel entbehren?"

„Vater, du quälst mich! Ich habe stets dein Verhalten Mutter gegenüber als Muster und Vorbild genommen. Aber ich habe mit meinem Tun und trotz allem besten Willen nur Mißerfolge gehabt."

Der General überflog die Gestalt seines Aeltesten. Es blieb kein Zweifel, auf welcher Seite die Schuld lag. Die Augen der schönen Schwiegertochter lockten und leuchteten. Ihr ganzer Körper blühte, während der Mann neben ihr wie im Fieber ausgetrocknet schien. Sie stand in der Sonne, ein Baum voll leuchtender Früchte, der sich über das Gezäune des ehelichen Gartens neigte, hinaus zur Straße, wo die große Menge vorüberging Er stand drinnen neben ihr und sah sich wund an ihrem Blühen. Der Boden, auf dem sie wuchs, war sein, wie der Stamm, der nach Gottes- und Menschenrecht sein Eigen war. Aber sie gestattete auch den anderen teilzunehmen an dem, was ihm allein gebührte. Der General begriff Von den Ebrach hatte noch nie einer Halbpart gemacht, wenn es sich um sein Weib gehandelt hatte, Ganz oder gar nicht!

„Du mußt den Juden zur Rechenschaft ziehen."

„Mit einer Visitenkarte als Beweis?"

„Es sind ihrer sechs — sagtest du nicht so?"

„Ja, sechs! Ich werde ihn also fragen, wenn du glaubst, daß es so das beste ist!"

„Ja, frage ihn. Es ist bitter, wenn man drei Söhne hat, die in der Ehe nicht das fanden, was sie suchten. Sprich nicht, Ernst! Es werden immer Kontraste zusammengestellt. Das wird ewig so sein, so lange die Ehe ein Zufallsobjekt bleibt, nur dem blinden Walten des Alltags überlassen. Auf diese Weise werden die Rassen, die Charaktere, die Körper, die Geister durcheinandergewürfelt wie wertloses Futter, das man dem Leben zum Fraße vorwirft. Komm jetzt mit mir, die Giesberts zu begrüßen."

Er horchte nach [illegible], wo der Motor eines Kraftwagens surrte. Sie gingen die Treppe hinab und kamen gerade recht, als Gerda, die ältere der beiden Töchter des Generals, aus dem Wagen stieg.

Der Hauptmann steifte mit einem Ruck beide Schultern. Ja, das war sie! Jeder Zoll eine Ebrach! Seine Bruderliebe aber hatte seit den frühesten Kindertagen Trude gehört, der Frau des verkrachten Bankiers und jetzigen Bücherrevisors Marbot.

Gerda wirkte in dem tiefen Schwarz des Trauerkleides mit dem dunklen Flor über dem Autohut wie eine Königin von Geblüt. Ihre Augen waren rot verweint.

Der General nahm die Tochter wortlos in die Arme. Sie neigte ihren Kopf gegen seine Schulter und schluchzte auf.

Der Vater zwang ihre Hand in die seine, und sie schob ihr Spitzentaschentuch einen Moment fest zwischen die Zähne. Im Flur erschienen Rita und Max zur Begrüßung. Lore-Lies fehlte. Auch Marbot war nicht gekommen, ebenso die Kleine. Karl von Ebrach kam von der Verwalterwohnung herübergesprungen und umarmte die Schwester.

„Lena läßt dich bitten, hernach zu ihr zu kommen. Wir möchten dich ersuchen, Patenstelle an unserem Jungen zu übernehmen. Er wurde in der Stunde geboren, in der Mutter starb."

Gerda küßte ihn, forschte in seinem Gesicht und seufzte: Daß doch die Ebrachs niemals ganz zufrieden waren mit dem, was ihnen das Leben bescherte. Karl saß hier auf einem Herrenhof, den man nur umzutauschen brauchte, um ein Rittergut daraus zu machen. Er hatte den Sohn, den er sich wünschte, und doch fiel ein Schatten über seinen Weg. Sie schob die feuchte Zunge über die vom Weinen spröde gewordenen Lippen und sah unwillkürlich zurück nach Ernst, der an der Seite seiner Frau in der Helle des Treppenaufganges stand.

Ritas und ihr Blick maßen sich, ließen dann voneinander ab und verloren sich nach den anderen hin.

„Sie hat einen scharfen Zug um den Mund bekommen," konstatierte Rita für sich, und Gerda Giesbert fand, daß die Augen der Schwägerin einen Ausdruck zeigten, der dem der Halbwelt sehr nahe verwandt war. Sie fühlte instinktiv, daß hier etwas im Aufkeimen begriffen war, was sich nicht mit der Ehre der Ebrachs deckte. Man mußte nötigenfalls den Bruder darauf aufmerksam machen, obwohl solche Mahnungen meist schlecht belohnt wurden.

Niemand folgte ihr in das kerzenbeleuchtete Zimmer als der Vater, der wieder ihren Arm durch den seinen gezogen hielt. Als sie eintraten, lag eine Gestalt vor dem Paradebett auf den Knien, das Gesicht fest gegen den schwarzen Samt, der tief herabfiel, gedrückt. Der Körper wurde wie im Krampfe geschüttelt. Der General ließ den Arm seiner Tochter fallen und legte beide Hände auf den Kopf der Knienden. Dann zog er sie empor und mit sich fort, hinaus aus dem Raum mit seinem Geruch von Verwesung und verwelkenden Blumen. Niemand begegnete ihnen auf der Treppe. Auch der Flur war leer.

Hinter dem Hause dehnte sich ein Park, kein Park im strengen Sinne, dazu waren die Sträucher und Bäume zu unregelmäßig verteilt. Nirgends eine Umzäunung. Das Ganze endete in einer großen Wiese, welche der Fluß in einer mächtigen Schlinge umfaßte. Er ging immer weiter, den Arm seiner Schwiegertochter fest zwischen den seinen gepreßt. Kein Wort fiel. Sie schritten über die Brücke, die wie ein schwindelnder Steg das Wasser überdachte, den Rain entlang, der die Felder säumte. Der Wald tat sich auf; eine mächtige Steinbank, welche die Natur eigenhändig geschaffen hatte, stand zwischen zwei Eichen, die mitten unter den Fichten und Tannen sich Raum gemacht hatten und trotzig behaupteten. Dort drückte er die junge Frau nieder und blieb schweigend vor ihr stehen.

„Vater!"

„Sprich nicht Lore-Lies! Ich bin ganz im Bilde. Ist es in der letzten Zeit so arg geworden, daß nur mehr dieses Eine übrig bleibt?"

Lore-Lies nickte und quälte sich zu einem Geständnis, aber sie fand die Worte nicht, weil sie immer noch zu hart waren, zu vernichtend für den Mann, dessen Namen sie trug — an dessen Tisch sie bisher gegessen und dem sie drei Jahre Weib gewesen war.

„Er läuft anderen nach! Nicht wahr, Lore-Lies?"

„Das ist es nicht— das wäre zu ertragen — wenn — —"

„Wenn, Lore-Lies?" Der General glaubte, die junge Frau sähe nicht nach ihm hin. Er ließ sich gehen und achtete nicht mehr auf seinen Körper. Die hagere Gestalt, die sich immer mühte, die straffe Haltung zu bewahren, hauchte zusammen. Das Gesicht stach fahl von dem Grün des Strauchwerkes ab, das sich hinter ihm dehnte. Das also waren seine Söhne! Der eine wurde von seiner Frau betrogen, und der andere betrog die seine. Und — und der jüngste? Vielleicht, wenn er nicht so nahe mit ihm zusammen wäre, würde er es ebenso machen wie Max, und Wege gehen, die nicht ehrenvoll waren. „Hat Max viele Schüler in der letzten Zeit gehabt?"

„Lore-Lies verneinte, ohne den Kopf zu heben. „Es sind jetzt in unserer Straße allein drei Musiklehrer und überbieten sich an Billigkeit. Er hat sich mehr auf Konzerte verlegt. Aber die Einnahmen entsprechen seinen Erwartungen nicht. Kunst ist ein Luxus geworden, und Max hat keine Geduld. Er will sofort Erfolge haben, auf welche andere jahrelang hoffen mußten, bis sie sich verwirklichten."

„Wovon lebt ihr, wenn es so knapp mit seinen Einnahmen steht?"

„Ich kann ab und zu ein Bild verkaufen. Aber es ist wenig, was ich dafür bekomme. Ich bin keine Größe in meinem Talent. Es ist alles Mittelmaß an mir. Aber wenn ich für mich allein wäre, würde es reichen."

„Du willst von ihm gehen, Lore-Lies?"

„Ja!"

„Bald?"

„Sobald er seine Einwilligung zur Scheidung gibt."

„Eine geschiedene Frau!" Der General stieß es heraus, als ob er für sich allein spräche und vergessen hätte, daß seine Schwiegertochter neben ihm saß.

Lore-Lies taumelte auf. — Wort und Klang trafen sie wie ein Hieb. Warum sagte niemand mit dem gleichen Tone der Verachtung: ein geschiedener Mann? — Wenn man mit Steinen warf, wollte man dann immer nur das Weib treffen? —

Sie wollte sich wehren. Als sie aber den alten Herrn ansah, verschwieg sie alles, das sich ihr über die Lippen drängen wollte. Die Güte ihres lauteren Herzens überdeckte und überschwemmte jedes Gefühl der Auflehnung. „Vater, willst du mir helfen?"

Der General seufzte. „Was willst du von mir? — Laß mich ehrlich sein Lore-Lies! Die Trude ist immer leidend. Das bißchen, das übrig bleibt, haben wir bisher immer an sie geschickt. Mehr kann ich nicht geben. Karl könnte wohl. Aber er will gebeten sein und bitten — das können meine Töchter nicht. — Sie haben es nicht gelernt. — Und die Gerda — hast du sie schon gesehen? — So im Dunkel vorher, da konntest du dir kein Bild machen. Du mußt sie dir bei Licht betrachten. Sie versteinert förmlich. Aber sie hat es so gewollt, obwohl ich sie immer vor dieser Ehe gewarnt habe. Tausendmal besser wäre gewesen, sie hätte den Grafen Harrach genommen, der zwar mit seiner Majorspension ein armer Teufel ist, aber im übrigen viel besser zu ihr gepaßt hätte als der Giesbert.

Lore-Lies legte den Kopf gegen den Stamm, der sich hinter ihr in die Höhe streckte. Es war doch etwas Lächerliches um das Leben. Wie eine Groteske tanzte der Reigen der Menschheit vorüber. Immer wieder kamen neue, die sich der endlosen Kette der anderen anschlossen, und jeder erhielt seine Last auf die Schultern geladen.

„Ich fürchte mich vor dem Leben, Vater," sagte sie kleinmütig. „Wenn du zu mir ziehen wolltest!"

Er beugte sich etwas herab, zog ihre Hände hoch und preßte sie zwischen seinen beiden. „Du hast nicht bedacht, was du sagst, Lore-Lies. — Ich habe fünf Kinder: drei Söhne und zwei Töchter. Wenn ich nun zu dir ziehen wollte, würden sie alle über mich herfallen."

Sie begriff, daß er recht hatte. Aber ihre Augen standen voll Tränen.

Marbot kam über die Wiesen gehustet, neben ihm die Kleine im weißen Kleidchen, daß es aussah, als flattere ein Schmetterling über den bunten Blumenteppich. Hinterdrein kam Max von Ebrach. Sie gingen über die Brücke und trafen fast gleichzeitig zwischen den Stämmen ein. Lore-Lies zog das Kind auf ihren Schoß und machte Marbot neben sich Platz. Er wehrte dankend und setzte sich auf einen großen Haufen Laubes, das in trockener Dürre aufraschelte, als er sich darauf niederließ. Er frug den General, ob ihm ein Pferd zur Verfügung stehen würde, wenn die Trude ihm telegraphiere, daß sein Kommen notwendig sei.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Riesenbrandschäden in Polen

Warschau. In den ersten 9 Monaten des Jahres 1929 sind in den polnischen Dörfern und Kleinstädten nicht weniger als 19 646 Gebäude durch Feuer zerstört worden, wobei der Gesamtschaden etwa 36 Millionen Zloty betrug.

Gedungene Mordgesellen

In Rumänien kam es zwischen den Holzhändlern Marian und Rudich zu geschäftlichen Differenzen. Der erstere schuldete seinem Geschäftsfreund erhebliche Summen und wurde vom Gericht zur Zahlung von zwei Millionen Lei verurteilt. Marian beschloß sich zu rächen und verpflichtete zwei Landstreicher gegen Zahlung von 60 000 Lei, seinen in Czernowitz wohnenden Prozeßgegner umzubringen. Gleichzeitig erhielten die Beauftragten einen größeren Vorschuß. Nach vollbrachter Tat sollten die Männer ihm ein Telegramm des Inhalts „Erledigt" senden. Sobald die Tagesblätter den Mord gemeldet, würde er nach Czernowitz reisen, um den Mördern den Rest des Blutgeldes auszuzahlen. Alles verlief programmäßig. Die Depesche traf pünktlich ein und die Zeitungen berichteten ziemlich ausführlich über den Mord an dem Großkaufmann Rudich. Herr Marian reiste sofort nach Czernowitz, um die Banditen zu befriedigen.

Die weiteren Ereignisse rollten wie im Film ab: In dem Restaurant, wo sich die Gesellschaft treffen sollte, erblickte der Auftraggeber anstatt der beiden Spießgesellen noch einen dritten Mann, der, wie das Mörderpaar erklärte, bei der Ausführung der Tat nicht zu umgehen gewesen sei. Bei reichlichem Umtrunk erzählten die drei ausführlich den Verlauf der Aktion, und Marian zählte befriedigt nicht nur das Restgeld aus, sondern bedachte auch den dritten Kumpan. In später Stunde, als man dem Wein schon reichlich zugesprochen hatte, öffnete sich die Tür und der „ermordete" Rudich gab noch ein Gastspiel auf dieser Welt. Marian stellte bald fest, daß er das Opfer einer organisierten Komödie geworden war, und wandte sich zur Flucht. Aber der unbekannte Dritte entpuppte sich nunmehr als Detektiv und brachte den überraschten Holzhändler auf die Wache.

Die Polizei war in der Tat geschickt vorgegangen. Die gedungenen Mörder hatten es vorgezogen, den Auftrag nicht auszuführen und die Behörde zu benachrichtigen. Diese beauftragte das Paar, das erwünschte Telegramm abzusenden und brachte auch einen fingierten Bericht über den Mord Rudichs in die Tageszeitungen. Am Treffpunkt in Czernowitz war die Polizei durch den Detektiv als angeblichem dritten Mordgesellen vertreten, dem es auch gelang, Marian festzunehmen.

Aeltere Ehepartner bevorzugt

Die englische Regierung hat ihre statistischen Arbeiten über die standesamtlichen Meldungen des Jahres 1928 abgeschlossen. Diese Statistik beweist, daß die Zahl der Ehen, in denen der Mann wesentlich jünger ist als die Frau, stark zunimmt. Eine Altersdifferenz von zehn Jahren ist nach dieser Statistik so häufig, daß die Zahl solcher Ehen nicht besonders berechnet wurde. Es finden sich aber eine große Anzahl von Ehen, in denen die Frau 20 Jahre älter ist als ihr Mann, und in 20 Fällen wird diese Altersdifferenz sogar um weitere zehn Jahre übertroffen. Bei mehr als zehn Eheschließungen war die Frau nahezu 40 Jahre älter als ihr Mann. Dieser Auszug aus der Statistik wurde von vielen Zeitungen veröffentlicht, und aus den eingegangenen Zuschriften ist erkenntlich, daß die Nachricht von den englischen Leserinnen mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Auf der Suche nach den amerikanischen Fliegern verschollen

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat die Sowjetregierung am Dienstag vom amerikanischen Innenminister die telegraphische Mitteilung erhalten, daß der kanadische Flieger Roy, der am 4. Januar aufgestiegen ist, um die vermißten amerikanischen Flieger zu suchen, selbst vermißt wird. Alle Versuche der amerikanischen Funkstationen, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, waren ergebnislos. Die amerikanische Regierung bittet, daß die russischen Flieger, die im Laufe des Mittwoch starten werden, auch nach dem Flieger Roy suchen.

Modernes Eherecht in Finnland

Völlige Gleichberechtigung von Mann und Frau.

Das neue finnische Ehegesetz, das am 1. Januar 1930 in Kraft tritt und auch auf früher geschlossene Ehen zurückwirkt, ist nach dem Vorbild der skandinavischen Gesetze geschaffen und beruht auf dem Grundsatz völliger Gleichberechtigung von Mann und Frau. Beide Ehegatten entscheiden mit gleichem Rechte über die wirtschaftlichen Verhältnisse, den Wohnort und die Kinder; die Ehefrau kann Verträge und rechtlich bindende Verpflichtungen eingehen und diese selbständig vor Aemtern und Gerichten vertreten. Bei den neu geschlossenen Ehen herrscht von vornherein Gütertrennung; nur nach dem Tode oder die Scheidung steht jedem Gatten das eheliche Güterrecht an dem Besitz des andern zu. Von besonderem Werte für die Frau sind die Bestimmungen, nach denen Grundbesitz, Haus- und Arbeitsgeräte als Eigentum eines Gatten besonders geschützt sind und ohne seine Einwilligung weder verkauft noch verpfändet werden dürfen, ferner die juristische Bewertung der Arbeitsleistung der Hausfrau als Unterhaltsbeitrag für die Familie.

Stokowski erzieht sein Publikum

Neuyork. Leopold Stokowski, der bekannte und hervorragende Dirigent des Symphonieorchesters von Philadelphia, vertritt grundsätzlich den Standpunkt, daß das p. t. Publikum sich zum Teufel scheren möge, wenn ihm Herrn Stokowskis Konzerte nicht passen. Seit langem schon hat Herr Stokowski bei dem Publikum durch seine einigermaßen schroffen volkserzieherischen Methoden nicht gelinden Anstoß erregt, aber er ist bisher mit seiner Auffassung stets durchgedrungen und hat damit erneut bewiesen, daß die Masse gepeitscht werden will. Vor drei Jahren erlebte Philadelphia seine erste Stokowski-Sensation. Wiederholt hatte der Dirigent durch Zeitungsanzeigen und persönliche Bitten einen Appell an die regelmäßig Zuspätkommenden gerichtet, sie möchten doch auf die pünktlichen Konzertbesucher Rücksicht nehmen. Als alles nichts half, entschloß sich Stokowski, die Rücksichtslosen mit gleicher Rücksichtslosigkeit zu strafen. Ein festliches Publikum war in der großen Halle versammelt, aber auf dem Podium saß nur ein einziger Musiker, der Trommler, der ziemlich ungeniert an den tönenden Membranen seiner Instrumente herumprobierte. Eine Viertelstunde verging, und viele begannen ungeduldig zu werden. Da erschien endlich Stokowski, und gemütlich schlenderte er dem Dirigentenpult zu. Hinter ihm kamen drei oder vier Geiger. Langsam folgten ihnen vereinzelte Kollegen aus der Abteilung der Baßgeigen, dann einer oder der andere Flötist. Und dieses verzettelte Ensemble begann Stokowski nun zu dirigieren. Auf dem Programm stand eine Bruckner-Symphonie. Das Rumpforchester mochte an die hundert Takte weit gediehen sein, da tauchten mit noch größerer Verspätung die Herren Cellisten auf, rückten geräuschvoll ihre Stühle zurecht und machten es sich bequem, um an passender Stelle in den Text ihrer Partituren einzuspringen. Gegen Ende des ersten Satzes war in dieser Weise das Orchester allmählich vollständig geworden — und Stokowski hatte seinem Publikum eine Lektion erteilt, die es nicht so bald wieder vergaß, denn von da ab erschienen die meisten Konzertbesucher pünktlich zur angesetzten Stunde. Wer auch dann noch nicht hatte hören wollen, wurde kurzerhand aus dem Konzertsaal ausgesperrt und durfte bis zur großen Pause, das heißt zum mindesten drei Viertelstunden, draußen stehen bleiben. Seitdem hat sich Herr Stokowski noch mancherlei ähnliche Scherze herausgenommen. Einmal ließ er den ganzen Saal abdunkeln und auch sein ganzes Orchester in der Finsternis sitzen. Nur über seinem erlauchten Haupte strahlte eine große Bernsteinlampe, wobei nicht deutlich wurde, ob es auf den musikalischen oder den Beleuchtungseffekt dieses Experimentes ankam. Vor ein paar Tagen hat er sich den Spaß geleistet, in dem Augenblick, als gerade der erste Satz eines Orchesterwerkes von dem dankbaren Publikum mit Begeisterung applaudiert worden war, in heller Empörung auf seinem Podium Kehrt zu machen und den Zuhörern eine Philippika zu halten, die sich gewaschen hatte. Barbarisch sei es, in die Wiedergabe eines Werkes mit derartiger unnützer Lärmerei hereinzuplatzen. Ueberhaupt sei das Händeklatschen ganz veraltet. Ob denn das Publikum gar nicht lernen könne, sich im Konzert anständig zu benehmen? Ganz verschüchtert saßen die befrackten und in Abendkleidern und Juwelen glänzenden Damen und Herren in ihrem Parkett und keiner wagte zu mucksen. Dann aber, als Stokowski geendet und den Taktstock wieder ergriffen hatte, setzte brausender Beifall ein. Und siehe da, auch diese Lektion hatte gewirkt. Zu Nutz und Frommen deutscher Musikliebhaber sei das System Stokowski den Dirigenten zur Kenntnis gebracht.